

Sprache, Denken, Emotionen

Alexander Grau

Bis weit in das 20. Jahrhundert war in der abendländischen Tradition die Ansicht vorherrschend, dass Sprache und Denken identisch sind. In den letzten Jahrzehnten sind jedoch berechtigte Zweifel an dieser Auffassung aufgekommen. Viele Indizien weisen darauf hin, dass wir nicht sprachlich, sondern piktorial denken. Diese Einsicht in die Bildlichkeit kognitiver Vorgänge macht es zugleich notwendig und möglich, die strenge Trennung von Kognition und Emotion aufzugeben, die sich aus der Sprachfixierung seit der Antike ergeben hatte.

Stellen Sie sich vor, Sie stünden in einer Bäckerei und müssten sich zwischen einem Erdbeertörtchen und einem Eclair entscheiden. Und nun versuchen Sie sich auszumalen, wie es wäre, diese Entscheidung gänzlich ohne inneres Sprechen, ohne jedes auch noch so banale innere Wort zu treffen. Sie werden sehen: eine schwierige Sache. Wenn man sich bei dem kleinen Gedankenexperiment nicht selbst betrügt, kommt man über den Eindruck zweier Gebäckstücke in einer Theke nicht hinaus. Schon die Begriffe „Erdbeertörtchen“ oder „Eclair“ dürfte man ja nicht benutzen; und selbst deiktische Ausdrücke wie „dies“ oder „das“ sind schließlich sprachlich. Die Sache scheint sonnenklar zu sein. Kein Denken ohne Sprache: Denken ist Sprache.

Ist das wirklich so? Die großen Autoritäten unserer Geistesgeschichte haben das zumindest fast ausnahmslos so gesehen: „Nachdenken und Reden sind nun wohl zwar dasselbe, nur dass das Gespräch, welches die Seele mit sich selbst führt, ohne Laut vor sich geht“, schrieb Platon¹. Auf Platon geht auch eine Beschränkung des Themas zurück. Denken ist für ihn logisches, diskursives und argumentierendes Denken. Emotionen haben hier nichts zu suchen. Für den Umgang mit Sprache bedeutet das: Sprache wird ausschließlich inferentiell aufgefasst, alles andere ist Missbrauch. Aus diesem Grund warnt Platon ausdrücklich vor Dichtern und Rednern – das sind Leute, die Sprache nicht streng argumentativ verwenden, sondern mit Stimmungen und Emotionen arbeiten und so das Hirn vernebeln.

Aber selbst wenn man dieses sehr enge Verständnis von Denken für einen Moment akzeptiert, bleibt die Frage, ob die Vorstellung von der Sprachlichkeit des Denkens selbst für diesen gesonderten Bereich rein logischen Denkens wirklich stimmig ist. Immerhin kennen wir alle ja das

Anmerkungen:

¹ Sophistes 263e

Gefühl, dass uns ein Gedanke auf der Zunge liegt. Oder dass wir nach den richtigen Worten suchen, um einen Gedanken auszudrücken. Können wir also doch ohne Sprache denken und müssen dann nur noch die richtigen Worte zu unseren Gedanken finden? Schlagen Sie in irgendeiner Zeitung die Rätselseite auf und beginnen Sie, eines der dort abgebildeten Rätsel zu lösen: ein Tangram oder ein Sudoku. Und jetzt versuchen Sie dabei, jedes innere Reden zu unterdrücken: Stellen Sie sich keine Frage, formulieren Sie kein Zwischenergebnis, fordern Sie sich nicht einmal auf, etwas zu tun oder zu lassen. Was bleibt, ist eine große Leere. Also doch: Denken ist Sprache.

Aber wie sieht es mit Taubstummten aus? Menschen, die von Geburt an taub sind, haben nie eine Sprache gelernt. Vielleicht können sie tatsächlich nicht über alles nachdenken, etwa über abstrakte Konzepte wie Demokratie, das An-und-für-sich-Sein oder Steuerabzugsbeträge – aber kognitiv Probleme lösen, können sie auf jeden Fall. Und auch einige Tiere, insbesondere Primaten, sind zu kreativen, gedanklichen Problemlösungen innerhalb eines gewissen Rahmens in der Lage.² Denken, insbesondere rudimentäres Problemlösen, ist also ohne Sprache möglich. Zeigt das nicht, dass Sprache und Denken nichts miteinander zu tun haben?

Vielleicht ist die Frage nicht ganz exakt gestellt. Denn Sprache hat ohne Zweifel sehr wohl Einfluss auf unser Problemlösen. Ein Klassiker der Problemlösungspsychologie ist der sogenannte „Turm von Hanoi“. Dabei handelt es sich um drei nebeneinanderstehende Stäbe. Auf dem Stab links außen befindet sich der Turm: drei Scheiben mit unterschiedlichem Durchmesser, die größte unten, die kleinste oben. Die Aufgabe lautet, in möglichst wenig Zügen die Scheiben von dem linken auf den rechten Stab umzuschichten, pro Zug immer nur eine Scheibe zu

bewegen und zu vermeiden, dass dabei eine größere auf einer kleineren Scheibe zu liegen kommt. Eine in vielen Experimenten replizierte Beobachtung lautet: Versuchspersonen, die während der Lösung des „Turms von Hanoi“ Selbstgespräche führen dürfen, lösen das Problem schneller und sicherer als Versuchspersonen, die angehalten wurden, zu schweigen. Sprache unterstützt also das Denken. Dann müssen Sprache und Denken aber etwas miteinander zu tun haben. Oder?

Die Vielzahl der Sprachen und die Einheit des Denkens

Eines zumindest scheint klar zu sein: So einfach ist die Sache nicht. Offenbar gibt es Denken ohne Sprache. Zugleich sind die meisten gedanklichen Operationen – zumindest die wirklich interessanten – ohne Sprache nur schwer oder gar nicht möglich.

Etwas Verwirrung in die traditionelle Sicht der Dinge, dass Sprache und Denken identisch sind, brachten die Entdeckungsfahrten der Neuzeit. Offensichtlich gab es Menschen, die eine komplett andere Sprache hatten als die Europäer. Dachten diese Menschen dann auch anders? Und wenn ja: Wie sah es dann mit der Wahrheit aus? Schließlich kann es nur eine Wahrheit geben.

Eine mögliche Lösung des Problems: Alle Sprachen gründen in einer Ursprache, die die Wahrheitsfähigkeit aller Sprachen garantiert. Allerdings hielten solche Vorschläge einem kritischen Sprachvergleich nicht stand. Die menschlichen Sprachen sind beim besten Willen nicht auf eine gemeinsame Ursprache zurückzuführen. Wenn jedoch die Sprachen so unterschiedlich sind, wie sie sind, sie zudem die Welt unterschiedlich beschreiben und die Vorstellung

2
Der Gestaltpsychologe Wolfgang Köhler beschreibt seine legendären Versuche hierzu in:
Köhler, W.:
Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Berlin 1921 (Nachdruck 1973)

3

Humboldt, W. v.:

Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

In: W. v. Humboldt: Schriften zur Sprache. Stuttgart o. J., S. 30–207

einer einzigen Wahrheit daher obsolet ist, dann bedeutet das nichts anderes, als dass die jeweilige Sprache die Kategorien des Denkens vorgibt. Dann ist Denken Sprache.

Als Kronzeuge für diesen Sprachrelativismus wird gerne Wilhelm von Humboldt angeführt. Richtig daran ist, dass von Humboldt an der *Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*³ – so der Titel der berühmten Einleitung zu seiner Studie *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java* – interessiert war und damit ausdrücklich die Verschiedenheit der Sprachen und ihre Auswirkung auf das Denken in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellte. Tatsächlich ist für von Humboldt die Sprache eines Volkes Ausdruck von dessen Weltsicht und umgekehrt die Sprache das Werkzeug, mittels dessen das Individuum seine Welt erschließt. Wichtig ist jedoch genau dieser letzte Punkt: Sprache ist ein *Werkzeug*. Das spiegelt sich auch in von Humboldts oft zitierten Worten: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens“.

Das bedeutet: Wir benutzen die Sprache beim Denken so, wie ein Handwerker ein Werkzeug benutzt. Natürlich hat das Werkzeug auch Einfluss auf die Arbeit des Handwerkers, vor allem aber gilt, dass man mit einem Werkzeug die unterschiedlichsten Dinge machen kann. Sprache und Denken sind aufeinander bezogen, aber Sprache ist nicht Denken. Damit hatte von Humboldt den entscheidenden Punkt getroffen, was aber nicht verhinderte, dass die Geistes- und Kulturwissenschaften erst einmal eine andere Entwicklung nahmen.

Die Whorf-Hypothese und das Denken der Hopi

Eine besondere Hausse verzeichnete die Sprache-ist-Denken-These in den wissenschaftlichen und feuilletonistischen Diskussionen vom Ende des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts. Das klassische Zitat dieses Sprachrelativismus stammt von Ludwig Wittgenstein: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“

Diese sprachrelativistische Haltung hatte verschiedene prominente Vertreter, einer der bekanntesten ist sicher Friedrich Nietzsche; ein inzwischen vergessener, der um die vorletzte Jahrhundertwende äußerst populäre Publizist Fritz Mauthner. Für die moderne Linguistik sollte sich vor allem die Arbeit von Franz Boas als prägend erweisen. Boas wurde vor genau 150 Jahren in

Minden geboren, wanderte 1886 in die USA aus und wurde an der Columbia University zu einem der wichtigsten Begründer der modernen Ethnologie und Anthropologie. In Folge seiner Forschung, vor allem bei nordamerikanischen Indianern, wurde Boas ein vehementer Vertreter des Kulturrelativismus, also einer Position, die von der Unvergleichbarkeit jeder Kultur ausgeht, diese jeweils nur an eigenen, inneren Maßstäben messen möchte und dementsprechend universalistische Aussagen ablehnt.

Einer der wichtigsten Schüler von Franz Boas war der Linguist Edward Sapir, der den Grundgedanken seines Lehrers von der Kultur auf die Sprache übertrug. War Boas noch davon ausgegangen, dass alle Sprachen das gleiche kognitive Potenzial haben und somit Sprachen das Denken nicht einschränken oder begrenzen können, war Sapir der Ansicht, dass die Denkprozesse des Menschen durch die Eigenarten seiner Sprache strukturiert werden. Die Sprache, so Sapir, legt die Denkweise einer Sprachgemeinschaft fest. Sie ist der Spiegel der sozialen Realität der Sprecher. Ergänzt man diese Annahme um die kulturrelativistische Grundthese von Boas, so folgt daraus, dass keine zwei Sprachen vergleichbar und aufeinander übertragbar sind, da sie jeweils für sich abgeschlossene Zeichen- und Strukturkosmen darstellen.

Sapir lehrte an der Yale University. Anfang der 1930er-Jahre begann bei ihm ein junger Chemiker zu studieren, dem als Gutachter für eine Versicherung immer wieder aufgefallen war, dass viele Unfälle auf Übersetzungs- und Verständigungsprobleme zurückzuführen waren. Der Chemiker hieß Benjamin Lee Whorf und sollte eine der einflussreichsten kulturwissenschaftlichen Thesen des 20. Jahrhunderts formulieren: die Whorf-Hypothese, manchmal auch Sapir-Whorf-Hypothese genannt.

Whorf begann während seines Zweitstudiums, sich mit den Sprachen nordamerikanischer Indianer, insbesondere der Hopi zu befassen. Dabei meinte Whorf festzustellen, dass die Hopi einen komplett anderen Zeitbegriff zu haben schienen als Angehörige moderner Industriegesellschaften. Deutlich werde das an ihrer Sprache, die keine Kardinalzahlen kenne, keine Pluralformen für Zeitsubstantive und nicht einmal einen Begriff für Zeit habe. Dies mache es, so Whorf, den Hopi unmöglich, Zeit in einem fortlaufenden Zeitstrahl zu denken, was für unsere europäisch-nordamerikanische Kultur so charakteristisch sei. Daraus leitete Whorf all-

gemein ab: „Das linguistische System ist nicht nur ein reproduktives Instrument zum Ausdruck der Gedanken, sondern formt selbst die Gedanken“. Und weiter: „Wie wir die Natur aufgliedern, sie in Begriffen organisieren und ihnen Bedeutungen zuschreiben, das ist weitgehend davon bestimmt, das wir an einem Abkommen beteiligt sind, [...] das für unsere gesamte Sprachgemeinschaft gilt und in den Strukturen unserer Sprache kodifiziert ist“.⁴

Die Formulierung „weitgehend“ ist allerdings etwas schwammig. Das hat dazu geführt, dass Whorfs Hypothese in einer starken und einer schwachen Version in Umlauf ist. Die schwache lautet: Sprachen beeinflussen das Denken und unterschiedliche Sprachen beeinflussen das Denken auf unterschiedliche Weise. Die starke Lesart lautet: Wir können nur das denken, was die Kategorien unserer Sprache vorgeben. Und da die Kategorien obendrein nie identisch sind, sind Sprachen niemals ineinander übersetzbar.

Stimmt das? Eigentlich hätte man schon bei Whorfs Argumentation skeptisch werden müssen. Whorf schließt von einem angeblichen Vokabular auf die Weltansicht. Nur leider ist dieses Argument zugleich das Beweisziel. Im Proseminar Logik heißt so etwas eine *Petitio principii*. Doch Whorfs Hypothese, zumindest in ihrer starken sprachdeterministischen Form, ist nicht nur logisch etwas wackelig, sie basiert vor allem auf falschen oder falsch interpretierten Daten. Ein nicht geringes Problem war, dass Whorf nie einen Hopi getroffen oder gar gesprochen hat. Dementsprechend einseitig sind seine Übersetzungen. Eine etwas lebensnähere Übertragung hätte Whorf darauf aufmerksam machen können, dass die Sprache der Hopi bei weitem nicht so fremdartig ist, wie er annahm.

Ende der 1960er-Jahre besuchte der Münsteraner Sprachwissenschaftler Helmut Gipper die Hopi und ließ sich von ihnen ihre Auffassung von Zeit und ihre Zeitbegriffe erklären. Tatsächlich stellte er fest, dass die Hopi *formal* Gegenwart und Vergangenheit nicht trennen, sondern nur das Zukünftige vom Nichtzukünftigen. Allerdings ist es in der Hopi-Sprache ohne weiteres möglich, durch den Kontext oder ergänzende Partikel vergangene von gegenwärtigen Ereignissen zu unterscheiden. Zudem kennen die Hopi verschiedene Tagesbezeichnungen wie gestern, heute oder morgen und benutzen Raumbegriffe, um Zeitliches auszudrücken (lang, kurz etc.).⁵

Farben sehen, Farben denken und von Farben sprechen

Doch selbst wenn Whorfs Daten gestimmt hätten, würde das nichts über das Verhältnis von Sprache und Denken aussagen. Zu diesem Zweck müsste man nicht nur die Sprachen untersuchen, sondern auch das Denken. Ansonsten droht stets der oben genannte argumentative Zirkel. Um dem zu entgehen, benötigt man im Grunde drei Dinge: klar definierte Daten der Außenwelt, eine Sprache, die diese in irgendeiner Form abzubilden versucht, und unmittelbare, nicht sprachliche Reaktionen von Sprachteilnehmern auf diese Daten. Nur: Welche Daten eignen sich für solche Untersuchungen?

Ende der 1950er-Jahre kamen Wissenschaftler auf die rettende Idee: Farben. Wie ein Mensch das Farbspektrum aufteilt, lässt sich relativ einfach ohne Sprache untersuchen, zugleich lässt sich ebenso problemlos überprüfen, wie Sprachen das Farbspektrum jeweils einteilen. 1969 fuhr eine Doktorandin aus Harvard zu dem Stamm der Dani auf Papua-Neuguinea: Eleanor Rosch. Karl Heider, ein Anthropologe und Roschs damaliger Ehemann, hatte ihr von einer seltsamen Beobachtung berichtet. Die Dani kennen nur zwei Farbwörter, „mili“ für helle und „mola“ für dunkle Farben – ideale Voraussetzungen also, um zu untersuchen, ob die Sprache tatsächlich das Denken bzw. die Wahrnehmung beeinflusst. Roschs Ergebnis: Die Dani kategorisierten Farben auch nicht anders als die amerikanischen Studenten der Vergleichsstudie. So hatten sie beispielsweise keinerlei Probleme, Schattierungen von Blau und Grün auseinanderzuhalten, obwohl sie dafür nur das Wort „mola“ haben.⁶

Zwischenergebnis: Alle Menschen kategorisieren die Welt mehr oder minder gleich, unabhängig von ihrer jeweiligen Sprache. Das ist so, weil die Welt nicht in unserem Kopf konstruiert wird, sondern die Welt die Kategorien ausprägt, mit denen Gehirne arbeiten. Die Kategorisierungen der Sprache entspringen hingegen den praktischen sozialen Bedürfnissen der Menschen. Für die Dani in Papua-Neuguinea ist es schlicht nicht wichtig, in der alltäglichen Kommunikation zwischen Blau und Grün zu unterscheiden. Das bedeutet aber nicht, dass sie es praktisch nicht können.

4
Whorf, B. L.:
Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Reinbek 1984, S. 12

5
Gipper, H.:
Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese. Frankfurt am Main 1972

6
Rosch, E.:
Natural Categories. In: *Cognitive Psychology*, 4/1973, S. 328–350

Der Computer im Kopf

Wenn es jedoch möglich ist, sprachunabhängig zu denken, wie denken wir dann? Es ist sicher kein Zufall, dass der Abschied von der Whorf-Hypothese mit der Entwicklung immer leistungstärkerer Computer und dem Entstehen moderner Kognitionswissenschaften zusammenfällt. Aus kognitionswissenschaftlicher Sicht stellt sich der Zusammenhang von Sprache und Denken ähnlich dar wie das Verhältnis des binären Maschinencodes zu Programmiersprachen. Letztere sind die Kommunikationsmittel, mit denen wir dem Computer sagen, was er zu machen hat, Erstere hingegen die Sprache, in der der Computer „eigentlich“ arbeitet.

Nun ist der Mensch bekanntlich kein Computer, dennoch ist die Computer-Metapher hilfreich. Nüchtern betrachtet, sind auch Menschen erst einmal symbol- und informationsverarbeitende Systeme. Jeder Nervenimpuls, jede Änderung der Blutwerte, jede Schwankung des Hormonspiegels ist eine Information, die von entsprechenden Rezeptoren des Körpers weitergeleitet wird. Das gilt auch für das Gehirn.

Die Revolution in der Linguistik begann am 11. September 1956, als ein junger Linguist aus Harvard am benachbarten MIT (Massachusetts Institute of Technology) einen aufsehenerregenden Vortrag über drei Modelle zur Beschreibung der Sprache hielt. Sein Name: Noam Chomsky. Der 27-jährige Doktorand erläuterte die Grundideen seiner Transformationsgrammatik, in der Sprache als Produkt eines algorithmischen Prozesses verstanden wird – ein hierarchisch aufgebautes, formales Regelwerk, dessen drei Hauptebenen (Phrasenstruktur-, Transformations- und Morphophonemik-Regeln) systematisch durchlaufen werden müssen, bis ein grammatikalisch richtiger Satz ausgesprochen werden kann.⁷

Die Grundidee dieser Konzeption prägte auch die Kognitionswissenschaften erheblich. Demnach ist das Gehirn ein System, das Symbole anhand von festen, mathematisch fassbaren Regeln verarbeitet. Die Verschiedenheit der natürlichen Sprachen ist eine Nebensächlichkeit, da die Sprachbildung in ihrer Tiefenstruktur universal und logisch beschreibbar ist. Die Frage, ob die Sprache das Denken prägt oder umgekehrt, ist aus dieser Sicht einfach falsch gestellt. Die grammatikalische Tiefenstruktur unserer Sprachen ist Ausdruck der uns angeborenen Kategorien und die jeweilige Sprache das zufällige Produkt eines Transformationsprozesses, der aus universal gültigen Syntaxregeln die Grammatiken der Einzelsprachen formt.

Mit der Zeit stellte sich jedoch heraus, dass man mit diesem Ansatz ganz prima Computer bauen kann, menschliche Sprachen sich so jedoch nicht befriedigend beschreiben lassen. Ein Grund dafür war, dass Chomsky die semantischen Aspekte der Sprache vollkommen ausgeblendet hat. Sprache ist eben nicht das Produkt abstrakter Ideen, sondern das Ergebnis von Menschen, die sich in einer Welt bewegen, in ihr handeln und sich dabei auf Dinge beziehen.

Doch was bedeutet das für den Zusammenhang von Sprache und Denken? Und was für die Emotionen, die Platon so schnöde aus dem linguistischen Diskurs verabschiedet hatte? Zwei Dinge scheinen klar zu sein: Die Whorf-Hypothese ist falsch. Um das schöne Beispiel des MIT-Psychologen Steven Pinker zu bemühen: Vielleicht kann ein Gärtner 20 bis 30 Apfelsorten auseinanderhalten und verschiedene Apfelbäume schon am Wuchs erkennen. Dennoch sind Gärtner noch nie als besonders abartige Denker in Erscheinung getreten, die die Welt komplett anders sehen als wir normalen Apfelkäufer, die kaum einen Boskop von einem Braeburn unterscheiden können. Und sollte das tatsächlich jemanden interessieren, so kann man sich erklären lassen, was typisch für die einzelnen Äpfel ist, um am nächsten Samstag auf dem Markt zielicher zu einem Roten Herbstkalvill zu greifen. Das Gleiche gilt für Schreiner, Zimmerleute, für griechische Tragödiendichter und Hopi-Indianer, sie alle können oder könnten uns ihre Welt erklären, und wir würden verstehen, was sie denken, gerade weil Sprache und Denken nicht identisch sind.

Steven Pinker geht daher davon aus, dass wir unsere Gedanken in einer eigenen Gedankensprache denken,⁸ einem „Mentalesisch“, das

7

Chomsky, N.:

Three Models for the Description of Language.
In: N. Chomsky: *Transaction on Information Theory* (2).
Ausführlicher: *Strukturen der Syntax*. Mouton 1973, S. 113–124

8

Pinker, S.:

Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet.
München 1996

jeder Mensch auf der Welt verwendet und das erst im Kommunikationsakt in die jeweilige Gebrauchssprache übersetzt wird. Für Pinkers These gibt es eine Reihe äußerst starker Argumente, etwa das schon erwähnte Gefühl, nicht das richtige Wort zu finden. Ähnlich kann es einem ergehen, wenn man einen Fremdsprachentext übersetzt. Man weiß, was der fremde Satz bedeutet, aber man findet dafür keine deutschen Wörter. Oder versuchen Sie sich an die Nachrichten von gestern Abend zu erinnern: Vielleicht fallen Ihnen noch ein paar Sachverhalte ein, also Bedeutungen, aber vermutlich kaum die Abfolgen der Wörter des Nachrichtensprechers.

Bilder und Emotionen

Wie Bedeutungen im Gehirn gespeichert und wie sie vor allem so miteinander kombiniert werden, dass wir von Denken reden können, ist bisher alles andere als klar. Vieles spricht jedoch für eine symbolische Repräsentation, bei der räumliche und zeitliche Gestalten eine erhebliche Rolle einnehmen. Und an diesem Punkt kommen schließlich die Emotionen ins Spiel.

Menschen haben Emotionen, bevor sie eine Sprache beherrschen, und auch Menschen, die nicht sprechen können, haben Emotionen. Der Grund: Emotionen werden vor allem nonverbal vermittelt – durch Bilder, durch Gesten, die Mimik, einen Klang. Emotionen sind unmittelbar an sinnliche Eindrücke gekoppelt. Und vermutlich ist es so, dass nur Eindrücke, die mit starken Emotionen verbunden sind, im Gedächtnis gespeichert werden – deshalb erinnern wir uns an viele Szenen unserer Kindheit so gut. Wie unmittelbar körperliche, sinnliche Erfahrung und Emotionen miteinander verbunden sind, weiß jeder, der wieder einmal an dem Parfüm aus Teenagertagen gerochen oder eine Platte von damals aufgelegt hat. Liest man hingegen das Buch von Hermann Hesse, das einen damals so ungemein berührt hat, ist einem das höchstens peinlich. Zumindest geschieht emotional nichts, was mit Musik, einem Duft oder einem Bild von damals vergleichbar wäre.

Das bedeutet nun allerdings nicht, dass Sprache und Emotionen gar nichts miteinander zu tun haben. Auch wenn es so ist, dass ein Großteil unserer emotionalen Reaktionen nonverbal hervorgerufen wird und selbst die meisten sprachlich vermittelten Emotionen bei näherem Hinsehen nicht auf sprachlichen Mitteln beruhen, sondern auf bildlichen Vorstellungen, die

sie erzeugen, so scheint es auch Sprachhandlungen zu geben, die *als Sprachhandlung* eine enorme emotionale Wirkung entfalten können: Worte können schmeicheln, Worte können erheben – und Worte können verletzen.

Aber auch hier zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass es nicht die Worte sind, die eigentlich schmeicheln oder verletzen, sondern die induzierten Fremd- oder Selbstbilder, die sozialen Effekte oder die dadurch ausgelösten mimischen Reaktionen. Die These, dass Sprache direkt Emotionen auslöst, scheint ein geistesgeschichtlicher Ableger der Sprache-ist-Denken-These zu sein. Doch genauso wenig, wie Sprache Denken ist, induziert, vermittelt und drückt Sprache Emotionen aus. Auch hier ist Sprache „nur“ ein Mittel, mit dessen Hilfe Bilder oder somatische Zustände codiert und dann vermittelt werden. Sprache kann das, weil unsere alltägliche Normalsprache phylo- wie ontogenetisch eng mit mimischer und körperlicher Interaktion verbunden ist.

Das bedeutet nicht, dass man deshalb im Jugendschutz – insbesondere angesichts überwältigender Bilder im Kino und im Fernsehen – nicht länger auf sprachliche Inhalte zu achten hätte. Allerdings sollte man die vermuteten Wirkmechanismen überdenken. Sicher können sprachliche Ausdrücke, die zusammen mit Bildern auftreten, deren Wirkmächtigkeit noch verstärken oder zumindest konservieren und leichter abrufbar machen. Ob aber Schimpfwörter oder abfällige, diskriminierende oder zynische Bemerkungen tatsächlich menschenverachtende Ideologien oder asoziale Einstellungen fördern, ist fraglich. Weltbilder bauen sich aus Bildern auf. Sie allein sprachlich zu induzieren, ist genauso schwierig, wie sie sprachlich aus der Welt zu schaffen. Vorurteile z. B. beruhen auf Bildern, die wiederum eine selektive Wahrnehmung, entsprechende Erfahrungen und damit neue Bilder und negative Emotionen generieren. Weil Vorurteile auf dem sehr effektiven emotionalen Lernen beruhen, bekämpft man sie am besten durch positive Emotionen. Die löst man nicht durch gut gemeinte Wortpädagogik aus, sondern durch Erlebnisse und Erfahrungen, die nach und nach die alten Bilder durch neue ersetzen.

Dr. Alexander Grau forscht über die Theoriebildung in der Philosophie und arbeitet als freier Autor und Lektor.

